

(Nachdruck verboten.)

24) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

15.

Es war eben Feierabend. Jeder brachte seinen Arbeitsplatz in Ordnung und ein paar von den Lehrlingmädchen segten den Asphaltboden sauber. Einige von den Arbeitern und Arbeiterinnen hatten schon die über ihren Maschinen hängenden Schirmlampen ausgedreht. So standen die noch beschäftigten im Halbdunkel des weiten Raumes, während die meisten hinten bei der Garderobe waren und sich umkleideten.

Georg Hellwig war der erste, der gehen wollte. Er hatte schon die eiserne Plurtür in der Hand, als ihn ein Kollege, namens Beckmann am Ärmel festhielt:

„Du kommst doch auch rüber zu Sagen?“

„Was ist denn da los?“

„Na, 's doch Basammlung!“

„Basammlung?“

„Na, ja, weien die Anna Linke, die da Alte an' Arm jehaft un jestoßen hat . . . nenlich! . . .“

Georg bedachte sich:

„Ach so . . . ja . . . ja wißt 'a, ich habe aba heite irade ja keene Zeit!“

„Na heer mal, det is doch aber Ehrensache! Da darf keene von uns fehlen! Det wäre ja noch scheenal . . .“

Georg murrte:

„Um det olle dretdije Frauenzimmer! Keen Mensch hat se leiden kenn', so lange wie se hier wa, un der Olle, weekte, im Grunde jenomun' hat der Olle doch ganz recht jehatt! . . . Na, nich wah? . . . Sage ma selba, Otto!“ sekte Georg hinzu, wie er des Kollegen mißbilligendes Kopfschütteln sah, „det mußte doch zubeien, so'n Mann kann sich doch keene Frechheiten in sein eigenet Kontor sagen lassen, wat?“

Der andere zuckte die Achseln:

„Det is ganz ejal! Dadrum hat a' se noch lange nich an Ärmel zu fassen! Wir sind doch keene Dienstboten nich, wo der Herr det Bichtigungsrecht drieba hat! Det wer' ja noch varridta! . . . Also Du kommst doch, wat?“

Georg war noch immer unschlüssig, er wollte heute zu seinem Mädchen und da ärgerte ihn jede Minute, die er einbüßen mußte.

„Zä weef nich!“ sagte er, „id weef wirklich nich!“

„Na,“ sagte der andere, wie Du denkst . . . aber richtig is et nich, wenn sich eener ausschließt, der wie Du erst eben de Nase rinjesteckt hat in de Fabrik! Det macht 'n sehr schlechten Eindruck!“

„Also meinsweien!“ sagte Georg, „wenn der Anaatsch man nich wieda so furchtbar lange dauert!“

„Böhme spricht,“ erzählte der andere, „da kannsie mal wat von'n Redner heeren!“

Georg schloß sich den Kollegen an, sie gingen über die Strafe in das Vereinslokal von Sange, wo schon eine ganze Anzahl von Gefinnungsgeossen aus anderen Fabriken, männlichen wie weiblichen Geschlechts, versammelt waren.

Hellwig war viel zu sehr Individualist, um mit seinen Arbeitsbrüdern Solidarität zu empfinden. Seine eigene Sache hatte er im Auge, wenn er Gerechtigkeit forderte. Aber das Los der anderen hatte er nicht als sein eigenes zu empfinden gelernt. Seine herrischen Instinkte ließen kein Massenempfinden in ihm aufkommen. Aber seine Gefängnisstrafe hatte ihn in die Menge derer hinabgedrückt, die etwas zu verbergen haben. Da wars vorbei mit den öffentlichen Antipathien! Nur noch Sympathien sind denen erlaubt, die ewig vor der Aufhellung ihrer Vergangenheit sich änstigen: „Bloß nicht auffallen!“ Das ist der Warnruf derer, welche vor den Schattten fliehen müssen, die aus der Tiefe der Erinnerungen aufsteigen; der Erinnerungen, welche für sie nur den Wert, von mit ewiger Angst behüteten Geheimnissen haben. . . .

Der Ton in dem großen Hinterzimmer, das der Gastwirt seinen bevorzugten Gästen einräumte, war laut und lustig. Die jungen Mädchen, aber auch die in der Fabrik be-

schäftigten Frauen, scherzten und unterhielten sich, daß es nur so eine Art hatte.

Georg kamen gleich drei auf einmal entgegen, die sich untergefaßt hatten.

„Sie kommen doch so spät, Herr Hellwig!“ sagte die Kleine mit den braunroten Haaren.

In der Mitte ging die Brünette, die sah den großen Menschen schmachtend an und meinte leise:

„Zu mir könnte Herr Hellwig kommen, so spät wie er wollte!“

Nun juchten sie alle drei und Georg, der auch lachte, meinte:

„Wo wohnen Sie denn, Fräulein Minna?“

„Auf'n Wedding!“ rief die dritte, eine schwarzhaarige junge Frau mit starken Augenbrauen und einem Flaum auf der Oberlippe, die es, wie manche behaupteten, mit dem Werkmeister hielt, obwohl sie ganz jung mit einem Arbeiter derselben Fabrik verheiratet war.

„Na, denn komm Se' man schon lieba zu mir, Sie Kleener! . . . Ich wohne ja man drei Häuser von Ihnen ab!“

„So“, sagte Hellwig, gar nicht angenehm überrascht, „seit wann denn?“

„N ersten sind wa jezogen! . . . Früher in Gain, jeh' uff de Brüdel . . .“

So scherzten sie, bis vorn auf dem Rednerpult der Vereinsvorsitzende die Glocke schwang. Dann setzten sie sich miteinander an den Tisch, wo auch Bäckmann schon saß mit Hellwigs Arbeitsnachbar Sternsdorf und der Jurichter Mohde.

Vorn neben dem Vorsitzenden thronte Anna Linke, eine sehr tüchtige Arbeiterin, aber eine Person, die so zänkisch war, daß niemand mit ihr auskam. Schon ihre Stimme hatte einen so schreiend bösen Ton, daß man Furcht vor ihr bekam.

Nach einigen einleitenden und begrüßenden Worten ließ der Vorsitzende sie ihre Geschichte erzählen.

Und während sie mit ihrem peinigenden Organ das Rencontre mit dem Chef zum besten gab, unterhielt sich Georg Hellwig mit seinen drei Gefährtinnen in lauter kleinen Anzüglichkeiten.

Das leise geführte Gespräch kam nur dadurch einen Augenblick ins Stocken, daß der Vorsitzende, nachdem er Anna Linke vom Pult hinabgeführt hatte, jetzt den eigentlichen Redner des Abends, den früheren Knopfdrücker Böhme ankündigte.

Sobald dieser Mann zu sprechen ansang, interessierte sich Georg nicht mehr für die Frauen, die sich vergeblich bemühten, ihn zurückzuerobern, und die schließlich, da sie da, wo es ihnen paßte, keine Gegenliebe fanden, auch still blieben und lauschten.

Es war ein kleiner Mensch, der da oben stand, mit einem großen, verwegenen Gesicht und viel dunklem Haupt- und Barthaar. Der geborene Volksredner! Er dachte nicht daran, zu theoretisieren! Das erstbeste griff er heraus aus dem Leben dieser Kleinen, die die ewige Arbeit und die nie aufhörende Sorge vor der Zeit alt machen.

„Da seht doch den Herrn, wie er ist! Nicht wie ihn uns unsere Gegner in ihren Lügenblättern zeichnen, von Sanftmut, von Großherzigkeit und von selbstloser Güte triefend — sondern wie er wirklich ist: egoistisch, rücksichtslos, brutal bis zur Gewalttätigkeit! . . . Da kommt eine arme Frau, die jeden Morgen um sechs Uhr ihr kleines Kind verlassen muß und erst am späten Abend, wenn es schon schläft, wiedersehen! . . . Die ihrem Mann sein Heim nicht behaglich machen kann, ihm sein Essen nicht kochen, seine Sachen nicht in Ordnung bringen darf, weil sie der Moloch Kapital, die Not in die Fabrik treibt! Tag für Tag! Jahraus, jahreint! Immer und immer! Und wofür? Wofür, frag' ich? — Damit sie einmal ihren Satz selbst bezahlen kann und sich nicht von der Armenverwaltung einscharen lassen braucht, wie ein toter Hund! . . . Aber noch lebt sie! Noch will sie essen, sie mit ihrem Kinde und mit ihrem Mann, der seit Wochen krank liegt! Da reicht der Lohn nicht, dieser armelige Pfennig, der dem Chef, der doch Tausende verdient, noch immer zuviel dünkt! Und sie bittet, ihr eine Kleinigkeit mehr zu geben! Sie bittet! Nur ein paar Pfennige

mehr für Brot will sie haben, sonst gar nichts! Und was tut dieser edle, dieser großmütige, dieser „wahre Freund“ seiner Arbeiter? — Er packt das arme schwache, von Kummer und Not verzehrte Weib mit roher Faust und wirft sie vor die Türe! . . . Da lieg' Du und freiere!

Georg hatte mehrmals den Kopf geschüttelt, durch den es wie tausend Funken blühte. Sein starkes Temperament und das im stillen fortwuchernde Bedürfnis, zu reden und von sich reden zu machen, gab dem jungen Mann keine Ruhe. In seinen Adern rührte sich das böse Blut, jenes Erbe eines Alkoholikers, das sich in stürmischen Anfällen gegen jeden Zwang, gegen jede Ordnung auflehnt. . . . Sein Widerpruchsgeist ließ ihn jetzt gegen seine nächste Umgebung heftig aufbegehren.

Georg meldete sich für die nun folgende Diskussion zum Wort und wurde gleich aufgerufen.

Und dann stieg er auf's Bult und sagte, was er auf dem Herzen hatte: ungeschickt, mit viel zu viel Worten und in der Sache oft schädlichen Übertreibungen. Sein Schluß war, der Chef sei ein ganz guter Mann, aber alles könne er sich auch nicht gefallen lassen! Disziplin müsse überall sein.

Die Versammlung war schon während seiner ganzen Rede unruhig gewesen, jetzt, wie Georg schloß, rief einer mit lauter Stimme:

„Wie im Kittchen, wah?“

Hellwig wurde leichenbläß. Sein im Zorn aufflammendes Auge suchte den Rufenden, aber er fand ihn nicht heraus aus der Menge.

Langsam, mit bedächtigen Schritten, den Kopf rechts und links drehend, ging er zwischen den Tischen hindurch. In seinem geheimsten Herzenswinkel hoffte er noch immer, sein Ohr habe ihn getäuscht, aber sein klarer Verstand verneinte das und zeigte ihm auch schon in dunklen Umrissen die Folgen jenes Ausrufs.

Der Hauptredner betrat jetzt das Podium von neuem und widerlegte in ruhiger Weise die Ausführungen Georgs. Er wußte nicht, wo Hellwig seine Studien gemacht habe, die ihn zu einer solchen Beurteilung der kapitalistischen Ausbeuter geführt hätten.

„Im Kittchen!“ schrie jetzt dieselbe Stimme, und diesmal meinte Hellwig den, der gerufen hatte, zu sehen. Er sprang über die Tische und Stühle und über die, die darauf saßen, fort, auf den Niederträchtigen zu, der sich zur Flucht wandte.

Nun löste sich alles in ein tolles Chaos. Ein Drängen begann. Die Frauen kreischten; Georg Hellwig, den an der Tür einige Kollegen abholen wollten, brüllte und schlug um sich wie ein Rasender, und das Ende vom Liede war, daß der überwachende Beamte die Versammlung auflöste.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kämpfer.

Von Max Halbe.

(Schluß.)

Das fehlte ich eine Zeit fort. Das half mir durch. Ich wurde da Werkführer. Da war ich schon über das Größte hinaus. Ich sparte schon Geld.

„Und wie ertrug Ihre Frau das alles?“ fragte ich.

„Meine Frau? Ja, das war noch das Schlimmste. Das Schlimmste hab' ich überhaupt noch gar nicht erzählt. Das kam noch erst. Unser Verhältnis war zuerst ganz erträglich. Natürlich sah ich bald, daß das alles nicht so war, wie ich mir gedacht hatte. In New York sah sich das ganz anders an, als auf dem Gut meines Onkels in Hessen. Meine Frau war ungebildet, aus einfachen Verhältnissen. Ihre Eltern waren gewöhnliche Bauersleute. Aber die Frauen haben ja so einen Laft. Sie eignete sich das alles ziemlich schnell an, äußerlich. So lange sie gesund war, ging es. Und wir sahen uns auch nicht viel. Die ersten Jahre fanden wir uns ab. Ich bedachte auch immer, daß ich doch eigentlich die Ursache war, und wie schwer ihr das alles werden mußte. Sie hatte sich das wahrscheinlich auch anders vorgestellt.

Wir sollten das erste Kind bekommen. Das war gerade, als ich mal längere Zeit ohne Arbeit war. Es war absolut nichts zu finden. Es war eine fürchterliche Krisis, besonders auch im Baugeschäft, und wir sahen wohl tausende auf dem Trocknen. Nun gerade in der Zeit! Es kam nichts und kam nichts. Die paar Spargroschen gingen drauf, und ich sollte meine Miete bezahlen. Schließlich wußte ich mir nicht anders zu helfen. Ich ging in ein Abzahlungsgechäft, machte eine kleine Anzahlung und bekam dafür Möbel. Die verkaufte ich dann wieder, und so hatte ich vorläufig etwas Geld. Bis zur nächsten Abzahlung hoffte ich wieder etwas zu finden. Ja, es

blieb mir nichts anderes übrig, wenn wir nicht auf die Straße wollten. Ich bezahlte meine Miete, und so konnten wir wenigstens die Geburt abwarten. Das kostete auch noch Geld. Das Kind wurde totgeboren und meine Frau litt fürchterlich.

Und nun standen wir vor dem Nichts. Wenigstens mit dem Abzahlungsmanne fand ich mich ab. Er war anständig und stundete mir, bis ich Arbeit hätte. Aber der Birt warf uns zum Hause hinaus. Da saßen wir! Meine Frau vermietete sich als Amme in einer jüdischen Familie, es waren Deutsche. Und ich. . . Ich kam bei einem Bekannten unter, einem Restaurateur. Ich wohnte im Keller und schlief so halb auf den kalten Fliesen. Es war im Winter. Ich froz fürchterlich und hatte nichts oder wenig zu essen. Damals hatte ich den Gedanken, mich aus der Welt zu schaffen. Ich war sehr nahe daran. Ich war's satt und dachte nicht, daß ich nochmals aufkommen würde.

Ich weiß eigentlich selbst nicht, warum ich's nicht getan habe. Vielleicht habe ich an meine Familie gedacht. Ich nahm mir vor, es noch einmal zu versuchen.

Eines Tages ging ich auf der Straße. Es war ein großer Auflauf. Mitten drinnen saß ein Mensch und zeichnete nach einer Photographie. Alles starrte und gaffte. Man konnte die Porträts gleich mitnehmen. Ich dachte mir, das kannst du auch. Ich ging und übte mich zwei Tage im Zeichnen. Dann fing ich auch an. Ich hatte bald Zulauf. Nach einiger Zeit hatte ich ein Stück Geld verdient. Davon konnte ich doch wieder menschlich leben. Ich hatte das nicht mehr gedacht. Es war mir auch gleich. Ich arbeitete nur noch mechanisch. Aber ich hatte Glück.

Ich bekam meine frühere Stelle als Werkführer. Die Zeiten hatten sich gebessert. Ich kam wieder in das System. Als Werkführer war ich auch schon so ein kleiner Unternehmer. Die großen Unternehmungsfirmer, die oft ganze Stadtviertel bauen, übertragen ihren Werkführern wieder mehrere Häuser. Man bekommt eine Summe ausgezahlt, davon muß man die Löhne und das Material bestreiten. Was man erübrigt, ist der Profit. Die Firma hat wieder ihren eigenen Profit. Nun muß man das herausfinden an den Löhnen und am Material, überhaupt an den Herstellungskosten. Je schneller gearbeitet wird, desto besser. Zeit ist Geld. Einer überarbeitet den anderen. Vorher war ich selbst ausgebeutet worden. Jetzt nutzte ich meinerseits aus. Wenn man erst so weit ist, hat man Ausichten. Darum drängt sich auch alles nach diesen Stellen. Dabei wird immer verdient.

Ich machte es wie alle anderen. Ich benutzte das System. Ein Arbeiter überbehte immer den anderen. Jeder bekam sein Haus. Ich ging zu dem einen ins eine Haus und sagte: „Du, Dein Kollege im anderen Haus ist schon weiter.“ „So“, sagte er, „schon weiter? Da muß ich mich auch dranhalten“, und arbeitete wie wahnsinnig. Dann ging ich zu dem im anderen Haus und sagte: „Du, Dein Kollege da wird wohl eher fertig werden. Arbeitet schneller!“ Natürlich arbeitete der noch wahnsinniger, und so einer immer mehr als der andere.

Ich verdiente so nach und nach an tausend Dollars. Das war mein einziger Gedanke. Geld! Geld! Geld! Ich lebte nur für die Dollars. Ich war schon so ziemlich Amerikaner. Ich hatte noch manchmal Anwandlungen, aber immer seltener. Ich wußte, daß das eigentlich kein Leben war, daß so langsam alles in mir erstarrt wurde. Ich konnte das ganz genau verfolgen. Aber das System hielt mich fest. Ich kam nicht los. Wenn ich nicht wieder alles auf's Spiel setzen wollte, mußte ich mit. Und je mehr ich hatte, desto größer war die Gefahr, daß mit einem Schläge alles wieder berging. Also mußte ich noch um so mehr dahinter sein. Darin liegt die Konsequenz des Systems. Man muß das erfaßt haben. Man endet als Millionär oder als Lump auf der Straße. Vorher wissen kann man es nie. Aber es läßt einen nicht los, das Räderwerk. Bis zum letzten Augenblick ist man nicht sicher. Und mittlerweile erstarrt alles in einem. Das hatte ich vor Augen.

Aber ich hatte mich schon damit abgefunden. Ich dachte mir, dein Leben ist doch verpfuscht! Egal ist's doch! Jetzt willst du wenigstens als reicher Mann sterben! Deine Kinder sollen nicht in die Fremdmühle gehen!

Es glückte mir auch weiter. Ich trat nachher in ein Geschäft für Mahagonifabrikate ein. Wir bezogen billiges Holz und verkauften es für Mahagoniholz. Einmal war die Weize schlecht geraten. Das Holz war hell geblieben. Das war ein großer Schaden. Es handelte sich um einen bedeutenden Posten. Wenden ließ sich's nicht mehr. Da kam ich auf den Gedanken: wir verkaufen das als weißes Mahagoniholz. Mein Chef war ganz glücklich über den ingeniosen Einfall. Das Holz ging reißend ab. Weißes Mahagoniholz! Denken Sie sich, die Seltsamheit! Das Publikum war genasführt, und wir hatten den Profit. Das System hatte sich wieder glänzend bewährt. Was konnten wir dafür! Warum war das Publikum so dumm! Mein Chef bedauerte nur, daß er nicht noch mehr von dem weißen Mahagoniholz hatte.

Dann bekam ich ein Anerbieten als Häuseragent. Ich stand im Solde einer Baufirma und mußte etwaigen Käufern die Vorzüge der Häuser ins glänzendste Licht setzen. Ich habe auch einer ganzen Anzahl solche Häuser angedreht. Ich wußte die Leute zu nehmen. Das hatte ich gelernt. Man spekuliert auf jede Blöße. Da setzt man ein. Die Menschen sind überhaupt weiter nichts als Zahlen, mit denen man zu rechnen hat. Wer das am besten versteht, hat sie alle im Eck. Darin liegt die ganze Moral des Systems. Darum dreht sich alles. Sie sehen, der Begriff Mensch

hat da gar keinen Platz. Aber wozu auch? Wenn man nur verdient!

Ich verdiente auch wirklich. Es ging mir gut. Aber ich hatte keinen Spaß mehr dran. Ein nichts! Als ich ungefähr zehn Häuser verkauft hatte, machte mir mein Chef den Vorschlag, als Kompagnon einzutreten. An dem Tage, als ich unterschreiben sollte, starb meine Frau.

„Ihre Frau?“ fragte ich erschreckt. „Und wie war das mittlerweile geworden?“

Ja, diese letzten Jahre waren schrecklich. Seit der Geburt hat sie sich nicht wieder erholt. Ich sagte Ihnen doch, daß sie in der jüdischen Familie Amme geworden war. Nach einigen Wochen bekam sie das Fieber. Es hieß, die Milch sei ihr zu Kopf gestiegen. Sie konnte nicht mehr nähren. Das Kind wurde krank. Die Leute warfen mir vor, ich hätte von der Krankheit meiner Frau gewußt. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt. Trotzdem nahmen sie sich ihrer an. Sie hatten sie gern und schafften sie auf ihre Kosten ins Krankenhaus. Ich konnte ja nichts tun.

Sie lag anderthalb Jahre. Als sie wieder herauskam, war sie vollständig gebrochen. Mit einundzwanzig Jahren! Die Ärzte sagten, sie wird nicht wieder gesund! Es kann morgen zu Ende sein. Es kann auch noch ein paar Jahre dauern. Vorhersagen läßt sich das nicht. Das waren die Folgen der Geburt und der Not zugleich. Sie hatte ein unheilbares Nierenleiden. Sie kränkelte und kränkelte. Natürlich war sie reizbar und verdrrießlich wie alle Kranken. Tolstoi hat recht, die Liebe ist weiter nichts als Sinnlichkeit! Sinnlichkeit und Egoismus, das sind die Grundlagen, auf denen jedes Zusammenleben beruht. Jeder Teil sucht seinen Vorteil. Fällt das weg, dann wird die Ehe zur Hölle.

Allmählich fing ich an, meine Frau zu hassen! Wenn ich sie ansah, stieg es mir auf! Ich konnte sie nicht essen sehen! Jede Bewegung war mir widerlich, die sie machte! Ich haßte sie, wie meinen Todfeind! Aber ich zeigte ihr das nicht. Ich durfte ihr es nicht zeigen. Sie konnte doch nichts dafür. Das wollte heraus und sariel! Aber ich hielt ihm den Mund zu und bändigte es!

Das dauerte vier Jahre! Allmählich kam ich auf den Standpunkt, da sagt man nichts mehr. Ich hatte gar nicht mehr das Bedürfnis. Ich war ganz abgestorben. Wir lebten so nebeneinander. Das einzige waren die Kinder. Es war trotz allem noch zwei gekommen. Ich hatte abgeschlossen. Ich hatte keinen Wunsch mehr und keine Leidenschaft. Auch die Dollars machten mir nicht mehr Spaß. Da starb meine Frau. Sie war fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Sie hat nie erfahren, wie mir eigentlich zumut gewesen ist! Ich hab' ihr das wirklich verheimlicht. . .!

„Wie sind Sie eigentlich zurückgekommen?“ fragte ich nach einer Pause.

„Wie gesagt, ich sollte gerade den Kontrakt als Kompagnon unterschreiben. Ich hatte die Wahl, in Amerika zu bleiben oder nach Deutschland zurückzugehen. Wlib ich da, dann riskierte ich, daß eines Tages alles umsonst gewesen war. Man kann da seiner Sache nie ganz sicher sein. Ich mußte den Kriegszustand in Permanenz erklären. Das wenige, was ich noch vom alten Menschen hatte, ging dann auch drauf. Aber das war mit einemmal wieder aufgehoben. Und dann wollte ich meine Kinder in Deutschland erziehen lassen.

Ich entschloß mich kurz, brach meine Beziehungen ab und kam zurück. So bin ich hier. Es lebt sich hier besser, trotz aller Vorurteile, die man in Kauf nehmen muß. Mein Vermögen ist nicht groß. Dazu war ich nicht lang genug drüben. Das sollte erst noch kommen! Aber es konnte ebenfogat verloren gehen! Für die nächsten Jahre reicht's hin, und für die Erziehung meiner Jungens. Nachher bin ich fertig. Dann hab' ich nichts weiter zu tun.“

„Und erwarten Sie wirklich nichts mehr vom Leben?“

„Nein! Das System dort drüben hat mich ruiniert. Dies verfluchte System, das die Menschen zu Bestien macht! Ich bin mir jetzt vollständig klar darüber, auch theoretisch. Sie wissen, ich beschäufliche mich sehr viel damit. Ich will nur wissen, wie das mit dem System noch wird. Darum interessiert mich die Zukunft. Nennen Sie es Neugierde oder wie Sie wollen! Ich bin dahin gekommen, keinem Menschen mehr was vorzuwerfen! Ich begreife alles. Ich halte mich nur an das System. Das muß wegl! Das möchte ich noch erleben! Sonst ist mir alles gleich. Dies niederträchtige System. . .!“

Und er hielt meine Hand und drückte sie in der seinen und schritt von dannen, gefenken Kopfes. Ich aber stand und blickte der untersehten Gestalt nach, lange, lange, in die Dunkelheit, darinnen sie untertauchte, tiefer und tiefer.

Elektrische fische.

Trotzdem die Nutzbarmachung der Elektrizität erst dem 19. Jahrhundert vorbehalten war, hat man schon in der ältesten Vorzeit die Wirkung elektrischer Erscheinungen beobachtet, wie die des Blüges, der Anziehungskraft des Magnetsteins, des geriebenen Bernsteins und der elektrischen Fische. Im Mitteländischen Meere, besonders an den Küsten von Italien und Griechenland sind die elektrischen oder Zitterrochen sehr verbreitet. Dieser Fisch teilt bei seiner Verührung elektrische Schläge von solcher Stärke aus, daß der Arm eines Mannes davon eine Zeitlang gelähmt wird. Diese elektrische Kraft wurde schon von griechischen und römischen Ärzten zu Heilzwecken benutzt, die als Mittel gegen migräneartigen Kopfschmerz empfohlen, einen oder mehrere lebende Zitterrochen auf die

leidende Stelle zu legen. Das Rezept stellt damit die erste Anwendung der Elektrizität in der Heilkunde dar, die bekanntlich heute ein großer Faktor in der Medizin ist. Viele alte Schriftsteller haben versucht, die konfuse, betäubte und zitterige Empfindung auszudrücken, die durch den Schlag des Fisches in dem betroffenen Teil hervorgerufen wird. Das Tier benutzt die Wirkung seiner Schläge zur Abwehr von Feinden und zur Erlegung seiner Beute. Seine elektrische Kraft ist so stark, daß selbst Fische, die ein Netz mit lebenden Zitterrochen ans Land zogen, wie von einem Schläge getroffen wurden und manchem harmlosen Angler mittels der Angelhaken die lähmende Wirkung des elektrischen Stromes zu geleitet wurde.

Ein elektrischer Fisch, der im Gegensatz zu dem Zitterrochen im Süßwasser lebt und in allen Flüssen Afrikas, besonders im Nil vorkommt, ist der elektrische Wels. Auch dieser Fisch wurde schon frühzeitig zu Heilzwecken verwandt, wie der Jesuit Godigo erzählt, der im 16. Jahrhundert eine Reise nach Abyssinien unternahm und dort beobachtete, wie die Aethiopier den Fisch benutzten, um „die Dämonen auszutreiben“, worunter unzweifelhaft Nervenkrankheiten zu verstehen sind. Godigo sagt, daß wenn man einen lebenden Zitterwels auf einen Haufen toter Fische legt, und er sich darin bewegt, die von ihm getroffenen Tiere wie von neuem Leben ergriffen, zuckende Bewegungen machen. Ein im 12. Jahrhundert lebender Arzt Abd-Atatif, der in Bagdad wohnte, beschreibt die Wirkung des elektrischen Schläges vom Wels ebenso wie bei dem Zitterrochen, und erwähnt, daß Schwimmern die Elektrizität des Welses so stark mitgeteilt wurde, daß sie wie betäubt waren.

Der Toscaner Francesco Redi, der ebenso bedeutend als Arzt, wie als Naturforscher und Dichter war, fand im Jahre 1686 bei einem lebend gefangenen Zitterrochen, den er zergliederte, die „elektrischen Organe“, wie sie heute heißen, und die er „stachelartige Körper oder Muskeln“ nannte. Er verfaßte eine vortreffliche physiologische Beschreibung über den Zitterrochen, deren Richtigkeit von späteren Forschern in allen Teilen ihre Bestätigung fand. Zu derselben Zeit, als Redi seine Forschungen über den Zitterrochen machte, kam die erste Nachricht von einem dritten, mit Elektrizität ausgestatteten Fisch nach Europa, nämlich von dem in südamerikanischen Flüssen lebenden elektrischen Aal, der unter den drei Fischarten mit der größten Dosis elektrischer Kraft ausgerüstet ist, die mit seiner großen Körperdimension im Einklang steht. Alexander v. Humboldt gab in seiner Reisebeschreibung interessante Einzelheiten eines Kampfes von elektrischen Aalen mit Pferden. Die furchtbare Gewalt der elektrischen Entladungen dieser Tiere belegt die von Humboldt mitgeteilte Tatsache, daß man bei Uriticu einer Landschaft eine andere Richtung geben mußte, weil die Zitteraale sich in einem Fluße so vermehrt hatten, daß sie alle Jahre eine Menge Maultiere, die belastet durch den Fluß waten, umbrachten. Die südamerikanischen Indianer nennen die Aale „Armina“, das heißt „der die Bewegung raubt“. In Surinam in Südamerika wurde der Zitteraal wie an anderen Orten Wels und Rode als Heilmittel gegen Wahnungen benutzt. Der elektrische Aal besitzt nicht die starke Leibesmuskulatur unserer einheimischen Aale. Bei ihm besteht fast der ganze Körper vom Hinterende des Kopfes bis zur Schwanzspitze aus den elektrischen Organen, die in zwei Paaren, einem größeren oberen und einem kleineren unteren, längs der Wirbelsäule angeordnet sind.

Die biologische Frage nach einer Erklärung der elektrischen Organe dieser Zitterfische ist letzten Endes noch ungelöst. Sie war ein Stedenpferd Du Bois-Reymonds, der in seinen Vorlesungen nie verfehlte, lebende Zitterfische vorzuführen, die er für schweres Geld importieren ließ. Jetzt hat sich übrigens der Spezialhandel der Sache bemächtigt; so hielt Schreiberin dieses neulich in der Aquariumabteilung eines hiesigen Warenhauses einen fingerlangen elektrischen Wels in der Hand — bis er sich durch eine unerwartet peinliche Entladung aus der für ihn nicht behaglichen Situation befreite. Du Bois-Reymond lehrte, daß die elektrischen Organe nicht einheitlich seien, sondern aus ungezählten übereinandergeordneten Platten beständen, von denen jede für sich einen elektromotorischen Apparat darstelle. Die Entladung wirkt natürlich mit vereinter Kraft und ist bei einem Aal, der unter Umständen Mannslänge und Schenkelbide erreichen kann, beträchtlich genug, um alles Lebende in verhältnismäßig weitem Umkreise des leicht leitenden Wassers zu betäuben. Es entsteht die Frage, warum der Zitterfisch, der sich selber in der vollsten Stromkette befindet, nicht an der eigenen Entladung zu Grunde geht. Aber das ist so eine Doktorfrage. Das elektrische Organ, das also in seinem Aufbau etwa der bekannten Voltaischen Säule gleicht, ohne mit ihr identisch zu sein, ist in seiner Wirksamkeit, wie alles animalisch sich Regende, abhängig vom Vorhandensein eines speziellen und komplizierten Nervensystems. Zu jeder Endplatte führt eine Nervenfasern, die sich nach rückwärts, nach Rückenmark und Gehirn zu, entweder mit andern, ebensolchen zu Aabeln vereinigt, oder die aus der Verästelung einer einzigen, ungeheuer starken Nervenfasern hervorgeht. Als Zentralorgan besitzt dann das Gehirn einen besonderen „elektrischen Lappen“, oder alle Willensimpulse gehen von einer einzigen, mit bloßem Auge bequiem sichtbaren Ganglienzelle aus. Der Fisch „will“ also zuerst, und danach erfolgt, nach Ablauf einer meßbaren Zeit, die Entladung, es sei denn, daß er schon durch Ermüdung geschwächt ist. Genau der gleiche Vorgang wiederholt sich beim Spiel unserer Muskeln, weshalb man auch die elektrischen Organe für eine Abart der Muskeln erklärt und allerhand darwinistische Schlüsse daraus gezogen hat. Auch hiermit kommen wir nicht sehr weit. Wir sehen nur folgende Analogie: 2½ Pfund Wasser, Salze und Citron-

Substanzen, d. h. die Bestandteile des elektrischen Organs eines mittelgroßen Bitterwelses, entwickeln eine Kraft wie nur unsere stärksten Laboratoriumsapparate. Einige Gramm Wasser, Salz und Eiweiß bilden die Substanz des Wadenmuskels eines Frosches, und doch vermag er ein Kilogramm zu heben. **El. K.**

Kleines feuilleton.

Der Schah und die Sonnenfinsternis. Der englische Naturforscher **May Langster** ruft in einer in der *Wochenschrift „English Mechanic“* veröffentlichten Zuschrift die Erinnerung an eine überaus bezeichnende Begebenheit wach, deren Schauplatz die Sternwarte in **Greenwich** war. Die handelnden Personen waren der Schah von **Persien**, **Mazrebbin**, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum ersten Male Reisen durch verschiedene europäische Länder unternahm, der damalige Prinz von **Bales** und heutige König und der Leiter der Sternwarte, der weltbekannte Astronom **George Airy**. Daß der Schah den besonderen Wunsch geäußert hatte, die Sternwarte zu sehen, läßt sich aus der Tatsache erklären, daß die Perser von alters her sich viel mit Astronomie beschäftigt haben und daß noch heute die Ausübung dieser Wissenschaft als eine Art von staatlicher Obliegenheit betrachtet wird, wobei der Träger der Krone als die höchste Autorität gilt. Als eine solche spielte nun freilich der Schah bei diesem Besuch eine sonderbare Rolle. **Airy** führte die Besucher durch die ganze Sternwarte und ließ sie durch verschiedene Fernrohre hindurchsehen. Der Schah war aber nicht zufrieden, sondern sagte auf Französisch zu dem Astronomen: „Jetzt zeigen Sie mir eine Sonnenfinsternis.“ **Airy** gab sich den Anschein, diese Worte nicht gehört zu haben, und ging zu einem anderen Instrument hinüber. Der Schah geriet sofort in Wut und rief: „Hund von einem Astronomen! Du sollst mir eine Sonnenfinsternis vorführen!“ **Airy** antwortete — merkwürdigerweise in einem ganz höflichen Ton — er habe jetzt keine da. „**Noho**“, sagte der Schah, indem er sich in höchstem Unwillen zum Prinzen von **Bales** wandte: „Hören Sie das! Lassen Sie ihm den Kopf abschlagen“. So befandete der Schah seine treffliche Kenntnis von Astronomie und ein ebenso hohes Verständnis für die Nachvollkommenheit eines europäischen Monarchen über seine Untertanen. (Der Schah scheint ein Geistesverwandter des **Udenburg** gewesen zu sein.) Später hatte die Angelegenheit noch eine niedliche Fortsetzung. Als **George Airy** im Alter von achtzig Jahren im Jahre 1881 die Leitung der Sternwarte in **Greenwich** niedergelegt hatte und sein Nachfolger ernannt worden war, sandte der Schah von **Persien** die ihm ein besonderes Glückwunschkreiben, was natürlich nicht geringe Ueberrauschung hervorrief. Er teilte darin mit, daß er vor wenigen Tagen in seiner Sternwarte in **Deheran** eine vollständige Sonnenfinsternis beobachtet hätte. Jedenfalls hatten die persischen Astronomen ihrem Herrscher eingeredet, daß sie dieses Naturerscheinungseignis für ihn veranstaltet hätten. Vielleicht war er auch in Unklarheit darüber belassen worden, ob sein Verlangen nach der Enttarnung des unbonnähigen Astronomen angeführt worden war oder nicht, und er wollte daher dessen Nachfolger aus purer Menschlichkeit anzeigen, wie er einem derartigen Schicksal bei einem künftigen königlichen Besuch entgegen kommen könnte.

Das erste Lehrbuch der **Gaunersprache** und sein Verfasser. Bei der Herstellung des **Generalkatalogs** der **Königlichen Bibliothek** in **Stuttgart** hat sich, wie im letzten Heft der „*Zeitschrift für Bücherfreunde*“ mitgeteilt wird, ein Buch gefunden, das sowohl seines Inhalts wie seines Verfassers wegen zu den absonderlichsten Büchern gerechnet werden darf, die jemals gedruckt worden sind. Das Buch ist betitelt: „**Wahrhafte Entdeckung der Jauner- oder Jenischen Sprache**, von dem ehemals berühmten **Jauner Konstanzer Hans**.“ Aufgegeben von **Thome selbst**, aufgesetzt und zum Druck befördert. **Sulz am Neckar, 1791**; sein Verfasser aber ist ein gewisser **Johann Baptist Heppenberger**, der im Jahre 1759 bei **Oppenau** im **Schwarzwald** als Sohn eines umherziehenden Schusters geboren wurde, wovon er den Namen „**Konstanzer Hans**“ führte. **Heppenberger** zeichnete sich von Jugend auf durch seinen Hang zur Ungebundenheit und zum Räuberleben aus und wurde bald das anerkannte Haupt einer Bande, die jahrelang das ganze Land von **Oberschwaben** bis zum **Rhein** und zur **Donau** ziehend und brandschatzend durchzog und in **Schreden** hielt, bis er im Jahre 1782 dem **Oberamtman** **Schäffer** von **Emmendingen** in die Hände fiel. Dieser erkannte bald, daß der von **Hanse** aus sehr begabte **Heppenberger** nur durch seine schlechte Erziehung und Umgebung zum Räuber geworden war, und versuchte daher, ihn durch gütliches Entgegenkommen und Aufstellung seines Ehrgeizes zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft und insbesondere zu einem tüchtigen Helfer gegen das **Gaunertum** umzuwandeln, und er hatte auch den Erfolg, daß ihm dies ohne Umweidigkeit gelang, und daß **Heppenberger** seine vielseitigen Erfahrungen über **Gauner** und **Gaunerwesen** bereitwillig in den Dienst der **Polizei** stellte. Bereits im Jahre 1784 konnte **Schäffer** nach **Heppenbergers** Angaben bei **Cotta** in **Stuttgart** eine „**Gauner-Note**“ herausgeben, die mehr als 500 Namen und Beschreibungen von damals noch umherstreichenden Gaunern sowie zahlreiche Angaben über **Sehler** und **Diebsherbergen** enthielt und den **Polizei-**

behörden **Süddeutschlands**, **Oesterreichs** und der **Schweiz** die wertvollsten Dienste leistete; und er veranlaßte ihn auch, den oben genannten **Leitfaden** nebst **Wörterbuch** der „**Jauner-Sprache**“ auszuarbeiten, der denn auch zwei Jahre vor **Heppenbergers** im **Armenhaus** zu **Ludwigsburg** erfolgtem Tode erschien.

Medizinisches.

Experimentelle Krebsforschung. Es gibt wohl kaum ein Gebiet der medizinischen Forschung, das so oft Gegenstand eingehender Untersuchungen und Experimente gewesen ist und dennoch so wenig befriedigende Resultate ergeben hat wie die Erforschung der **Krebskrankheit**. Während seit den bahnbrechenden Arbeiten der **Valterio** logie, seit den Entdeckungen **Pasteurs**, **Kochs**, **Behrings** usw. das Wesen der meisten ansteckenden Krankheiten erschlossen und die hohe Bedeutung niedrigster Lebewesen für deren Entstehung immer mehr erkannt ist, bietet der Krebs, seine Entstehung und Verbreitung noch immer zahllose Rätsel! Der mit dem vorjährigen **Nobelpreis** ausgezeichnete Forscher **Professor Paul Ehrlich**, der Direktor des **Instituts für experimentelle Therapie**, hat sich mit den Fragen nach der Entstehung dieser böartigen Krankheit viel beschäftigt und seine Ergebnisse kürzlich in zusammenhängender Form veröffentlicht (**Paul Ehrlich**, *Beiträge zur experimentellen Pathologie und Chemotherapie*). Ehrlich ist, wie die meisten der deutschen Forscher der **Reinigung**, daß der Krebs nicht den Infektionskrankheiten zuzurechnen ist, also nicht durch einen Parasiten wie etwa die **Tuberkulose** oder die **Malaria** hervorgerufen wird. Der Krebs macht sich bekanntlich dadurch geltend, daß an einer beliebigen Stelle des Körpers, meist an einer **Haut- oder Schleimhautstelle** eine **Geschwulst** entsteht, die binnen kurzem große Dimensionen annehmen und dadurch alle benachbarten Gewebe des Körpers vernichten kann. Gegen diese böartige Erkrankung hat sich bisher kein anderes Mittel finden lassen, als die möglichst frühzeitige Ausrottung der erkrankten Stelle mit **Stumpf** und **Stiel**. Der Krebs befällt mit Vorliebe die weiblichen **Brustdrüsen**, die **Gebärmutter**, den **Magen**, **Rektum**, aber auch andere Stellen des Körpers nicht selten. Einen spezifischen **Krebserreger** hat man bis heute nicht finden können, wenn auch ungezählte Male ein solcher entdeckt sein sollte. Ehrlich glaubt, daß diese Geschwülste, die sich durch ihr rapides Wachstum auszeichnen und dadurch verheerend wirken, in der Weise entstehen, daß bei der **kolossal komplizierten** Entwicklung des **Embryos** aus einer einfachen **Eizelle** zum hochorganisierten menschlichen Organismus **Zellgruppen** abirren und im späteren Leben zur **Wucherung** an unrichtiger Stelle gelangen. Er ist der Meinung, daß solche **Zellverirrungen** bei allen Menschen vorkommen, glücklicherweise aber bei den meisten Menschen durch die **Schutzvorrichtungen** des Körpers überwunden werden. Es gehören also noch gewisse andere, uns zurzeit jedenfalls unbekannte Momente dazu, um diese verirrteten Zellen zur **Entwicklung** zu bringen. Wenn diese oder eine ähnliche **Anschauung** auch von den meisten Forschern heute vertreten wird, so ist sie doch nichts weiter als eine **Theorie**, die mangels besserer Kenntnis aufgestellt wurde.

Ein großes praktisches Interesse haben die **Tierversuche**, die **Ehrlich** angestellt hat, um eine **Immunität** gegen **Krebs** künstlich zu erzeugen. Es ist ihm gelungen, **Mäuse**, die vorher mit sehr kräftig wirkenden (sehr virulenten) **Krebszellen** geimpft waren, die also mit absoluter Sicherheit **Krebsnoten** bekommen hätten, zum großen Teil zu immunisieren. Und zwar benutzte er zur **Immunsierung** abgeschwächtes **Krebszellenmaterial**, verfuhr also nach demselben Prinzip, dem wir die großen Erfolge der **prophylaktischen** **Bodenimpfung**, der **Heilserumimpfung** gegen **Diphtherie** usw. verdanken. Wenn **Ehrlich** den **Krebs** auch für eine **parasitäre** Erkrankung hält, so glaubt er doch, daß durch die **Anwesenheit** gewisser, mit näher bekannter **Giftstoffe** die **Wucherung** der verirrteten **Krebszellen** begünstigt wird; diese **Krebsgifte** zu binden, zu immunisieren, soll die **Impfung** mit abgeschwächtem **Krebsmaterial** bewirken. Wie weit diese **Versuche** einmal praktische Bedeutung für die **Krebsbehandlung** beim Menschen haben werden, läßt sich heute noch nicht erörtern. Forscher aller Nationen streben ja danach, ein **Krebsserum** zu finden, um wirksam gegen die verheerende **Krankheit** vorzugehen, die keinen Stand verachtet. Eine gewisse **Vinderung** unserer **Unfähigkeit**, der **Krebskrankheit** Herr zu werden, bietet allein die **Tatsache**, daß der **Krebs** vorzugsweise das **Alter** befällt, an **jugendlichen** Individuen relativ selten ist, jedoch auch hier vorkommt. Diese **Erfahrungstatsache** scheint dafür zu sprechen, daß **Erschöpfungs**zustände keine Entstehung begünstigen, möglicherweise in dem Sinne, daß dabei die natürlichen **Schutzstoffe** unseres Körpers an **Wirksamkeit** verlieren und das **Krebsgift** nicht in genügender Weise zu **festeln** vermögen. Letzteres wird frei und entfaltet nun ungehemmt seinen **schädlichen** **Einfluß**. Welche **Resultate** die **allerorts** emsig betriebene **Krebsforschung** nun auch zeitigen wird, für heute steht einzuweisen noch fest, daß nur mit dem **Messer** eine **aussichtsreiche** **Behandlung** möglich ist. Hier haben die **letzten** Jahre immerhin recht **weentliche** **Fortschritte** gebracht. Seitdem man erkannte hat, daß **möglichst** **frühzeitige** **chirurgische** **Behandlung** allein **Erfolgschancen** bietet und das **Publikum** darüber belehrt worden ist, mehren sich die **Krebsfälle**, deren **endgültige** **Heilung** erzielt werden konnte, zusehends. Es gilt also hier ganz besonders die **Wahnung**, nicht mit der **Operation** aus **Angstlichkeit** oder **Nachlässigkeit** zu warten, sondern **möglichst** **frühzeitig** den **Arzt** aufzusuchen.